

Buntes aus aller Welt

Der Staat erbt einen Flohstich.

Ein italienischer Jahrmärktehändler hat folgendes Testament hinterlassen: „Mein einziger Besitz ist mein Flohstich. Da ich keinen würdigen Menschen kenne, der es verdient, den Stich zu erben, bestimme ich, daß der italienische Staat ihn erben soll.“ Der Staat war nicht sehr beglückt über diese Erbschaft, mußte sie aber wohl oder übel annehmen und steht nun vor der Frage, ob er die Tierchen ernähren, töten oder verkaufen soll.

Konsequenz.

Der bekannte Bildhauer Schadow konnte sich sehr darüber ärgern, wenn einem Künstler zugemutet wurde, seine Kunst für geringe Bezahlung herzugeben. Einmal nun hatte ein reicher Kaufherr bei einem jungen Maler ein Bild bestellt und die Arbeit mehr als niedrig honoriert. Als er sich Schadow gegenüber dahin äußerte, das Bild wolle große Mängel auf, die Tönung sei zum Beispiel zu lappig, rief dieser ungehalten aus: „Seien Sie ruhig! Kupfern bezahlt — lappern gemalt!“

Die Parfümfabrikanten freuen sich

An der amerikanischen Küste sind kürzlich wertvolle Kohlenfunde gemacht worden. So daß nach den Küsten ein Strom von Kohlenfuchern sich ergoß, die an dem unerhofften Reichtum teil haben wollten. Es wurden insgesamt etwa 300 Pfund von der kostbaren Substanz geborgen, die bekanntlich einen wertvollen Bestandteil der Parfümbereitung bildet und noch durch seinen künstlichen Stoff ganz ersetzt werden konnte. Jahrhundertlang hat man über den Ursprung des Ambrors nichts gewußt, erst in neuerer Zeit ist entdeckt worden, daß Ambrora eine krankhafte Ausscheidungswahart ist.

„Mond“ und „Sonne“ heiraten

15 Elefanten mit Silberhäutern

In jener indischen Welt, wo der Reichtum der Maharadscha in der Lage ist, die Wunder aus Tausend und einer Nacht auch heute noch Wirklichkeit werden zu lassen, hat sich soeben eine Hochzeit vollzogen, die auch in Indien Aufsehen erregte, aber die man in den Maharadscha-Palästen zwischen der Adamsstraße und dem Himalaja spricht. Der „Mond“ habe die „Sonne“ geheiratet — sagte man symbolisch und deutete damit an, daß der Goldglanz des Tages und der Silberglanz der Nacht, des Mondes darüber gestrahlt habe.

Der Brautigam ist der Prinz Raj Kumar. Erhielt Paratsinhji, von dem die große Welt höchstens weiß, daß er einen der besten Kricketspieler der Welt zum Bruder hat — R. S. Duleepsinhji. Der Prinz kam zur Hochzeit in einem Elefantensitz aus reinem, massivem Silber, der mit breiten Silbergürteln gehalten war. Der Elefant war von 15 weiteren Riesen gefolgt, die freilich nur verfilberte Häuschen trugen, in denen keine Freunde mit zur Feier kamen.

Die Braut war die Prinzessin Bijakumwaba, eine Nichte des Maharadschas von Udaipur, der der Maharadscha einen reichen Heiratsschatz mit auf den Lebensweg gab. Die Zeremonien verliefen wie üblich. Aber als Nachspiel gab es eine Darbietung, über die die ganze indische Presse berichtet.

Ein Tierkampf wurde angelegt. Ein wilder, vor einigen Tagen eingefangener und ungeheuer wütender Tiger stand gegen einen Bären. Der Bär stand erst müde seinen Mann, bis er merkte, daß er gegen die wilde Brut dieses Tieres auch mit seiner ganzen Bärenstärke nichts ausrichten könne. Er schickte Wächter und Hochzeitsgäste verfahren, war er aus dem Kampffeld ausgebrochen und kletterte an den Wänden und Balken empor, hoch bis auf das Dach, wo man ihn schließlich herunterziehen mußte.

Und das alles bei 45 Grad im Schatten. Es war so warm, daß der Kricketspieler Duleepsinhji nicht einmal zur Hochzeit kommen konnte. Freilich saßen die höheren Jungen, daß er die Prinzessin geliebt habe und kein Trauenerbe gewesen sei, sie zu heiraten. Nun sei das alles misslungen.

400 Diener bedienten 500 Gäste. Es war schon so, daß man noch lange von dieser Hochzeit von Udaipur sprechen wird. Schließlich geschieht es auch in Indien nicht oft, daß „Sonne“ und „Mond“ heiraten.

Der Bernsteinfloh

Ein fünf Millionen Jahre alter Blausauger. Es geht das Gerücht — und wer glaubte es nicht gern — daß der Floh, der keine springende Zeitgenosse und Erreger so mancher komischer Situationen, im Aussterben begriffen ist, da seine gesamte Sippschaft von einer Epidemie ergriffen sei. Bern vernimmt die ge-

Mit Freikorps Epp gegen Spartakus

Von Eduard Ludwig Fleißmann

Gemeßen an dem gigantischen Kampf, den unsere braunen Bataillone um den Sieg der nationalsozialistischen Revolution zu führen hatten, scheint uns alten Freikorpskämpfern das Geschehen in den April- und Maijahren 1919 vor und in München heute klein und unbedeutend. Und doch war es gleichsam der Kustakt zu all dem, was in den Jahren später sich zusammenballte zur Front des nationalen Widerstandes, der hohe heilige Ruf an alle die, die nicht talentlos zusehen wollten, wie deutsches Land und deutsche Menschen unter dem Blutausfluß des Bolschewismus und unter den Verdorungen und Schikanen der französischen Besatzungsarmee am Rhein verderben und verbluten sollten. Aus der Schar der Freikorpskämpfer wuchs der Geist vom Annaberg, löste sich die Parole zur Rettung Mitteldeutschlands von den Brandstifterhorden eines Max Höpfer, stand die Rache auf gegen die gewissenlosen Volksverderber im Ruhrgebiet. Und was an den blühenden Hängen des Rheins sich mehr als zehn Jahre an organisiertem Widerstand gegen alle Verwelschungsbestrebungen zeigte, unsterblicher Schlagetergeist, kam überwiegend aus den Herzen derer, die in den kalten Aprilnächten 1919 als Sechzehn- und Siebzehnjährige in den Vororten Münchens Straße um Straße, Haus um Haus durchkämpften mußten, um die Hauptstadt Bayerns aus Chaos und Vernichtung zu retten.

Die Lage war bedrohlich: unter der Hege auswärtiger Reuterer schau die Arbeiterschaft Groß-Münchens langsam unter den Einspruch und die Führung einer spartakistischen Gruppe zu geraten, der es nur um Nord und Brandstiftung zu tun war. Die sozialdemokratische Regierung Hoffmann hatte sich, wie es marxistische „Helden“ noch immer geizig, nach Bamberg in Sicherheit gebracht. Die Truppe in München, zum Teil entwaflnet, war zahlenmäßig zu einem entscheidenden Schlag gegen die Soldlinge Moskows zu schwach, während letztere über große Waffenbestände aller Art verfügten. Aber

Hilfe mußte kommen.

folgte die von der Lebensmittellieferung so gut wie abgeschnittene Bevölkerung Münchens nicht einer Hungerkatastrophe preisgegeben werden.

Und die Hilfe kam. Männer mit dem großen Erlebnis der Schützengrabenkameradschaft im Herzen eilten, kaum daß sie ein paar wenige Wochen sich des Glüdes und Friedens am heimischen Herd wieder erretten durften, unter den Befehl ihrer einstigen Führer. Deutsche Jugend verließ Schulbänke und Werkstätten, Acker und Fabriken und fand sich in den Freikorps zusammen. Sie kamen aus den Sennhütten der bayerischen Berge, von den Hochschulen am Rhein und Neckar, aus den Arbeiterdörfern des Nibelengebietes. Trugen vor Stunden noch die Schamhaftennähe oder Standen vor wenigen Tagen noch irgendwo auf väterlicher Scholle, um im Schritt des Sämanns deutscher Erde Saat zu geben, damit es keine und reife nach ewiger Art.

ein herrliches Bild deutscher Gemeinschaft, das hier die Söhne derer boten, die es als Väter ihnen vier Jahre lang in den Schlachten des Krieges leuchtend vorgelebt.

Wie kamen aus dem Fränkischen. So mancher unter uns knabenhaft zart, den der rauhe Militärarzt in Ulm nur „au-

eigene Verantwortung“ verwendungslos schrie. Aber als wir nach dreimaligem Appell und einem einzigen Vormittag Instruktion als Angehörige des Freikorps Epp im Güterwagen Richtung München saßen und unsere hellen Kleider in den Benzmorgen fangen, da dankten wir im Geiste unseren alten Professoren, daß sie durch das Vorbild der uns sonst sehr antipannutenden Helden der griechischen, römischen und deutschen Geschichte in uns jenen heiligen Funken der Eingabe an Volk und Vaterland entzündet hatten, der später aus Millionen gleichgesinnigen Herzen zur Flamme einer neuen deutschen Freiheit werden sollte...

Für Leonidas und Hermann den Eherüster blieb allerdings nur wenig Zeit, denn eine winzige Stunde später, nachdem wir den Transportzug verlassen hatten, standen wir schon im ersten Feuergefecht. Aus einer Häuserreihe im Maxfeld schlug uns am helllichten Tag Salbe um Salbe entgegen, während die späteren Kampfhandlungen sich meist in den Nachtstunden abspielten. Da lagen wir nun, gegen Sicht einigermaßen gedeckt durch Baumstämme und Dornhecken, und schossen was Zeug hielt; und schossen sicherlich besser, als unser kleiner Pöbel-Feldwebel bei dem einzigen Instruktionsvormittag auf dem Ulmer Kasernenhof uns prophezeit hatte, denn nach nochmals einer Stunde war der ganze böse Spuk vorüber. In einem Heuschäuber aber fabrizierten wir am Abend das erste „Kriegerklein“ und um die Rundwinkel unserer väterlich besorgten Hauptmanns huschte ein stilles Lächeln...

Dann begannen Tage unaufhörlichen Marschierens, Umgruppierens, wechselnden Einlasses da und dort, und wer wie wir als Meidbegänger des Stabes Nacht für Nacht unter dem Angetragenen leige in den Häusern verstreuter spartakistischer Schützen drei- und viermal in einer Nacht kilometerweit durch die Gassen und Straßen jagte, zeugen eines nämlich heimtückischen Kampfes aller Wassengattungen in einer Stadt, die insofern meist in friedlichster Stimmung lag, in dem wird zeitweilig der Wäldchen lebendig bleiben vor der Feigheit jenes spartakistischen Wobes, der wochenlang unsere ganze bayerische Heimat bedrohte. Wenn der Morgen über der Maxstadt dämmerte, waren in Brand geschossene Anweiser, Gewehr- und Granateinschläge an den Häusern, durch Minenexplosionen aufgerissene Straßenteile Zeugen eines erbitterten Kampfes. Manchen lieben Kameraden, den wir erstochen, menschenlos ermordet frühmorgens in den Straßen fanden, haben wir hinausgeleitet auf einen der stillen Friedhöfe. Über ihrem Grabe klang unser Schwur, Rächer zu sein und Streiter zu bleiben für unsere Heimat, Ehre und Freiheit. Sie hatten wir in ihrem Wollen verstanden, jene aber, die als Rädelshörer des spartakistischen Aufstandes — unter ihnen eine Anzahl freigelassener russischer Kriegsgefangener — ausständig gemacht und festgenommen oder bei irgendwelchen Kampfhandlungen gegen die Regierungstruppen ertappt, vor uns auf den Knien knieten und um ihr Leben winselten, verstanden wir nicht.

Über dem Maxfeld stand ein Raientag leuchtender und sonniger wie der andere. Blumen und Blüten schlugen ihre Augen auf und der Duft des Fleders ging durch die Nächte. Nach hartem, schwerem Kampf war der spartakistische Widerstand gebrochen.

plagte Weinjagen diese Stunde, nur der Zoologe schüttelt kummervoll das Haupt bei dem Gedanken an den Verlust eines so erziehbigen Mikroskopobjektes, dessen Kluenerie nicht einmal einwandfrei erforscht ist. Hoffte Pulez schon durch das Dunkel der Vorgeschichte? Begleitete er den Homo sapiens, seinen Brotgeber, auf seinen früheren Gebirgszügen auf dem Erdball? Konnte er schon den Rausch von Thale? Schwadte er Silberbrand und Goldbrand? War er schon Zammigalt im Amazonasbecken? Bedachte er (auf seine Art) arglistig mit dem alten Germanen zu beiden Ufern des Rheins? Köp, so viele Fragen sind zu klären, ein historisches und biologisches Rätsel ist der Flog, ein „dunkler Punkt“, so oft von Dichtern und Besungen, und nur spärlich ist das Licht der exakten Wissenschaft auf seine unruhige Gestalt gefallen.

In dieses Dicht von Fragen und Empfindungen haßt die erfreuliche Nachricht, daß das Staatliche Versammlungswort Palmstein in einem unscheinbaren Stück Bernstein von der Größe einer Kaffeebohne einen verlässlichen Floh enthält. Hat den Professor Andre, der beste deutsche Kenner der Bernsteinformationen, auf mehr als 5 Millionen Jahre geschätzt hat. Ein Freudentag der Flohohren! So lebe Pulez III. Kann die Staatstisch doch berichten, daß damit der dritte Floh gefunden ist, der in Bernstein konserviert, den Kreislauf zahlloser Jahrsausende überdauert hat, den Beweis erbringend, daß auch in den undurchdringlichen Urwäldern der Bernsteinischen schon Warmblüter, also Säugetiere, gelebt haben.

Für den flohgeplagten Gegenwartsmenschen übrigens ein schwacher Trost, denn in dem Zeitraum, in dem bezogener Blausauger — aus einem Unfall von Lebensüberdruß oder Neugierde — vom Rücken seines Gastwirtes den Sprung auf den schlafenden schimmernden Harttropfen tat, gab es nachweislich noch keine Spur von dem Menschen, seinem späteren Ernährer und Wohlthäter. So führt also auch die Frage nach den erlauchten Vorfahren des echten Menschensohns tief in animalisches Dunkel zurück.

Die Mankees laufen

gy. Neupost, 12. Juni.

Die Schwierigkeiten, die sich im Zuge der Umstellung Amerikas von der Prohibition zum erlaubten Alkoholgenuß auf wirtschaftlichem Gebiet ergeben, sind noch immer groß. So liegen eingeführte Körbe in Riesmengen in den Zollhäusern von Neupost, Boston und Philadelphia, weil die hohen Zölle, die Konkurrenz der Alkoholsmuggler und die Ueberschwemmung des Marktes mit minderwertigen Wärdern den Verkauf der Einfuhr fast unmöglich machen. Während 1919, also vor der Prohibition, im ganzen Jahr rund 18 Millionen Liter eingeführt wurden, sind in den ersten vier Monaten dieses Jahres bereits mehr als 20 Millionen Liter in die Zollhäuser gelangt.

3000 Todesopfer des Wirbelschusses?

Reisende, die hier eben mit dem Flugzeug eingetroffen sind, geben die Zahl der Todesopfer der Ueberschwemmung und Wirbelschusskatastrophe von Agua Caliente, im Staat San Salvador, mit über 3000 an. Sie berichten, daß auf dem See von Giza und Coatepeque ganze Herden von Tischen, Kühen, Schafen, Ziegen und anderen Hausieren schwimmen. Der Spiegel der Seen ist um fast 10 Meter gestiegen. Die Kaffee-Ernte wurde ganz und gar vernichtet.

Wasser hat keinen Ballen — lerne schwimmen!

Mit dem Wort „Wasser hat keine Ballen“ demüteln viele unserer lieben Volksgenossen noch immer die Furcht vor dem leuchtigen Element, das ihnen gar keine Furcht einjagen will, sondern ein lieber, guter Freund ist, der Erholung und Kräfte spendet. Da aber das Wasser keine Ballen hat, setzen sie sich in einen Kahn und gondeln vergnügt von dannen. Brenzlich wird die Angelegenheit erst, wenn die Ballen, denen man sich anvertraut hat, ihren Dienst verlassen, sei es, daß sich eine Planke löst oder eine Wad Unterste zu oberst kehrt. Dann liegen die Ballen im Wasser, aber man kann sie nicht erreichen, ist hilflos dem nassen Tod ausgeliefert, wenn kein Retter in der Nähe ist.

Wie wenig Deutsche noch immer nicht schwimmen können, zeigt jedes Freibad. Vorher eine Frage: „Warum gehen die Menschen eigentlich in ein Freibad?“ Man besuche es einmal an einem Sommertag, wenn die Sonne nicht scheint. Dann ist das Bad bestimmt leer, trotzdem das Wasser doch genau so warm ist, wie am Tage vorher, als die Sonne „brannte“. Die meisten Menschen gehen nicht in ein Wasserbad, sondern in ein Sonnenbad, selbst diejenigen, die an die See reisen. Manche sollen dort sogar das Wasser nur in Form von heißen Grogs genießen...



Zugflugzeuge in Potsdam — Der Exerzierplatz am Stadtschloß, die „Wiege des preussischen Staates“; hinten die Kuppel der Nikolaitirche



Tannenwald und Kurmusik

Sonderausgabe des »Enztälers« für Fremdenverkehr, Wandern und Reisen im nördlichen Schwarzwald

Die rechte Erholung

Aus dem gewohnten Erleben herauskommen: das ist der Sinn der Freizeit und des Urlaubs. Das ist das Ziel, das sich bewußt oder unbewußt die Hunderttausende setzen, die sich auf Tage oder Wochen freigemacht haben von der Gewohnheit. Sie entziehen ihrer Umgebung und ihrer vorchriftsmäßigen Zeiteinteilung, in die sie von berufswegen eingesperrt sind, gleichsam in einen Käfig gesperrte Arbeitswesen, dessen Gitter sie erst dann richtig merken, wenn sie draußen sind. Manche Menschen empfinden ihr tagtägliches Leben nicht als einen Zwang; sie haben keine Lust, es zu verlassen und den Sprung ins Unbekannte, Ungewohnte zu wagen. Für solche Bodenverwurzelte wäre eine Last, was dem andern eine Lust ist; aber ihre Zahl ist immer kleiner geworden. Sie wurden weniger mit der zunehmenden Entfremdung von Mensch und Beruf — das Wort im eigentlichen Sinne von Berufung genommen, die am stärksten beim Bauern ausgeprägt ist und hoffentlich wieder zunimmt, und mit ihr die naturhafte Gesundheit des Leibes und der Seele. Denn Krankheit in irgend einer Art bildet den Grund für das Bedürfnis nach Erholung. Bei körperlicher Erkrankung liegt die Sache offen zutage. Wer mit der ausgeprochenen Absicht auf Heilung unsere Bäder und Kurorte aufsucht, der will der Gewohnheit des Krankseins entgegenwirken, in einigen Wochen kurieren, was das Jahr an Uebeln brachte. Die Heilwirkung geht jedoch erst dann erfolgreich vor sich, wenn auch mit dem Körper zugleich das Gemüt einem Wechsel unterworfen ist. Wo fehlt es dem Menschen unserer Zeit? Der eine leidet unter dem Mangel an Ruhe, der andere unter dem an Anstrengung. Der Ausgleich heißt deshalb einmal: Kleinstadt und Land, das andere Mal: die fremde Stadt. Man kann sich nämlich auch in der großen, namentlich in der schönen Stadt mit Ueberlieferung und alter Kultur bereichern an entbehrten Gemütswerten und geistigen Gütern, womit die bei manchen Menschen zu erschütternden Ausbrüchen führende Schlafsucht nach Ruhe, Musik und Wellleben zu erklären ist. In der gleichen Linie liegt das Fernweh, das zuweilen wie ein Taumel ganze Wästen erfasst und die verwegenen Abenteuerzüge in die Fremde zuwege bringt. Auf der gleichen Linie liegt aber auch das unstillbare Verlangen nach außerordentlichen Anstrengungen, nach Vergesseln und anstrengenden Vändern, bis hin zu jener aus Vengeweile und Ueberdruß geborenen Rarttheit der ruhelosen Weltreisenden und tollkühnen Abenteuerer, die sich zuletzt überschlagen und als »Spelen« der vom Wohlleben übersättigten Menschen namentlich angelsächsischer Rasse einen grotesken und zur Krankheit gewordenen Ausdruck findet. Allen diesen Menschen kommt es genau so wie dem harmlosen Sommerfröher darauf an, sich selber zu entlaufen — damit sie sich selber wieder finden. Sie wollen und müssen sich erholen von dem Menschen, den sie in sich selber dauernd sehen und mit allmählich erlahmenden Nerven immer und immer beobachten.

Wechsel ist Erholung. Wechsel der Luft, der Gewohnheit, der Umgebung; man nennt es »Ausspannung«, wenn die abgestumpften und ermüdeten Sinne sich an neuen Erlebnissen wieder kräften. Das Glück des Leibes und der Seele soll anders werden. Nur anders, darauf kommt alles an. Des Dienstes ewig gleichgültige Uhr muß anhören zu ticken. Also der Zeitsinn ist es, der einer Aufreißung bedarf, weil das Gefühl für den Rhythmus beim Menschen der unnatürlichen Lebensweise zerplittert an den vielfachen Eindrücken des hastenden Lebens. Der Zeitsinn ist ein anderer in der Natur. Der Mensch unserer Tage rechnet mit Sekunden, die Natur rechnet nach Monaten. Jeden Augenblick auf dem Posten sein müssen, um die schnellen Fälle des modernen Lebens auszukübeln, ist etwas ganz anderes, als mitzuleben im langsamen Schwingen der Jahreszeiten, den das natürliche Leben mitmacht.

Erholung ist es, wenigstens auf kurze Zeit diesem Wandel der Natur hingegeben zu sein und sich unbewußt treiben zu lassen von ihr. So ist es begreiflich, daß eine »Hauskur« meistens so gut wie erfolglos verläuft. In der Sommerfröhe, im Bad, auf Wanderung wird der Mensch ein anderer. Der alte Adam blieb auf dem Abreisebahnhof als Gedächtnis in der Aufbewahrungsstelle liegen. Manche vergessen ihn sogar wieder abzuholen, die Glücklichen! Sie kennen sich selber nicht wieder — dann tat die Erholungsreise ihre rechte Wirkung. Alles kommt darauf an, daß der Urlauber nicht dem Neuen widersteht; er muß schon der fremden Umgebung soviel zutrauen, daß sie ihn umzukümpeln vermag. Am Urlaubselber liegt das meiste, insofern ihm nicht Monate zur Verfügung stehen, in denen sich die Macht der anderen Welt geltend macht auch gegen seinen Willen. Sehr viel können, wie sich von selber versteht, auch die Menschen seiner neuen Umgebung zur Förderung der Umwandlung beitragen, indem sie einen angemessenen Unterschied zwischen den Gewohnheiten des Kur-

ortes und der Stadt durchführen. Das erfordert natürlich Feingefühl, damit der Gast nicht das Gefühl hat, plötzlich ins kalte Wasser springen zu müssen, ebensowenig wie er in dem gewohnten lauwarmen, vom Staub der verlassenen Stadt getrübbten Brei herumplä-

tschern möchte. Frohe Erwartung bringt der Gast mit; ihn bei guter Laune zu erhalten, ist die wesentliche Aufgabe der Gastgeber. In dieser Gemütsverfassung liegt die beste Gewähr für die günstige Wirkung der rechten Erholung.

Bäder als Stätten der Kultur

Die Blütezeit des römischen Kaiserturns, die mit einer Hochentwicklung der Bäderkultur verbunden war, hat auch die ersten nachweisbaren Spuren über den Gebrauch deutscher Heilquellen hinterlassen. In der quellenreichen Wetterau (Bad Nauheim, Schwalbach, Olfen) hat man zwar trotz gründlichster Erforschung des Bodens und zahlreicher sonstiger Funde keine Spur von Badeanlagen gefunden, wohl aber Beweise für den Gebrauch der Quellen als Trinkquelle (Kühe aus römischen und grauem Ton). Die Römer haben also die deutschen Sauerbrunnen nur für Trinkzwecke benutzt. Mit dem Zerfall des römischen Reiches ging auch die Bäderkultur völlig verloren. Im Mittelalter mied man die Bäder aus Furcht vor ansteckenden Krankheiten (Pest, Ausfall, Franzosenkrankheit). Das Wissen vom dem Nutzen der Heilquellen geriet völlig in Vergessenheit. Erst im fünfzehnten bis sechzehnten Jahrhundert trat hier wieder ein Wandel zum Besseren ein. Die erste gedruckte deutsche Bäderkunde stammt aus dem Jahre 1480. Aber das Baden wurde damals oft in recht unvernünftiger Weise betrieben. Vieles und vielerlei mußte getan werden. Je mehr, um so besser. Zuerst wurde der Leib durch Schröpfen und Abführen gereinigt. Während der Kur (meist am siebenten Tage) Schweißbäder in Verbindung mit Schröpfen eingelegt, und die Dauer des Bades wurde so weit ausgedehnt, bis ein sogenannter Badeauschlag eintrat. In derselben Weise wurden auch die Trinkkuren maßlos übertrieben. Kein Wunder, daß der Ruf der Bäder auf die Dauer in Mißkredit geriet.

Mit dem Dreißigjährigen Krieg verschwanden alle diese Einrichtungen. Das Volk war völlig verärrt, die Quellen wurden größtenteils zerstört und gerieten in Vergessenheit. Erst der berühmte, viel angefeindete deutsche Arzt Theophrastus Paracelsus betrieb zum ersten Male eine systematische Analyse der Mineralquellen, soweit es bei dem damaligen Stande des Wissens überhaupt möglich war. Immerhin wurde er der Begründer einer neuen Bäderlehre, und je deutlicher das chemische Wissen wurde, desto besser wurde auch die Kenntnis der Heilquellen. Bald konnte man sie in alkalische, bitter- und Eisenbäder einteilen. Zunächst aber waren es nicht die Bäderkuren, sondern die angenehmeren Trinkkuren, die wieder in Geltung kamen. Führende deutsche Kurorte waren

Parmont, Lachen und Karlsbad. Frödericke verbot das Baden unter freiem Himmel.

Die Blütezeit der Heilquellen

Die Blütezeit der Quellenforschung begann im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, als die Naturwissenschaften und die Chemie ungeahnten Aufschwung nahen und somit brauchbare Grundlagen für die Wissenschaft lieferten. Als dann die weiteren Arbeiten von Viebig und Bergelius über die Zusammensetzung der Quellen erschienen, wurde durch Strube in Dresden 1824 in einem kleinen Werk über »Nachbildung der natürlichen Heilquellen« die künstliche Mineralwasserfabrikation begründet. In Oeynhausen, Nauheim, Neuenahr wurden Quellen erschöpft, und diese Orte reiheten sich nunmehr in die Reihe der Trink- und Bäderkurorte ein.

Der berühmte Huseland setzte sich um die gleiche Zeit für die seit dem Altertum in völlig außer Mode gekommenen Seebäder aufs wärmste ein. 1794 kündigte der Hofrat Professor Vogel dem Publikum das erste Seebad in der Ostsee bei Döberan an. Freilich wurde damals kaum am Strande gebadet, sondern in Holzwannen, die mit Meerwasser gefüllt wurden.

Nun begann die Bäderheilkunde den Bädern künstliche Zusätze zuzufügen, um ihnen damit die gewünschte Heilwirkung zu verleihen. Es wurde festgestellt, daß lauwarme Rauheimer Solzbäder beruhigend auf das Herz wirken, und zwar vor allem durch die in der Sole enthaltene Kohlensäure. Darauf baute Professor Benedek 1872 seinen Vorschlag auf, bei Herzkranken das Bad mit starker Kohlensäure zu sättigen. Die Erfolge der Kohlensäurebäder wiesen den Weg für die verschiedenen Zwecke der Behandlung entsprechende Zusatzbäder herzustellen.

Wir sehen, in welchem Umfange das deutsche Badewesen von den jeweiligen wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen des deutschen Volkes abhängig gewesen ist, wie es seine großen Auf- und Abstiege erlebt hat und wie es gerade erst in neuester Zeit zu einer wirklich wissenschaftlichen Begründung der Bäderlehre gekommen ist. Es gibt hier noch ungeheuer viel erfolgreiche und nützliche Arbeit zu leisten, ehe wir die in deutscher Erde ruhenden Heilkräfte restlos zu erschöpfen und zu verwerten imstande sind.

Das Wildbad, wie es war und ist

Von Karl Steffin, Neuenbürg

1. Teil: Das Geheimnis des Quellgeistes

Es geschähe die unglücklichsten Dinge. Man muß sie nur zu erfassen verstehen. Mit einer Selbstverständlichkeit ohne Gleichen kommen die Heilanstalten nach Wildbad. Sie haben den Ort auf der Landkarte entdeckt. Sie sehen sich auf die gewohnte Eisenbahn und fahren gewohnheitsmäßig fort, bis die Berge des Schwarzwaldes aufstehen und hinten im Enztal die Bahn zu Ende ist. Dort ist ein Bahnhof; Hotelier stehen in Reihen; Häuser und Hotels und Menschen; eine Vergnügungsbahn und Kanalsliden; Karamell- und Theater; schöne Anlagen und Feuerwerk, wenn die Gelegenheit gibt — dies und alles übrige wird als selbstverständlich hingenommen, gleich den hunderttausend Menschen, die dort wohnen und ihren Lebensunterhalt finden — oder auch nicht — ohne zu bedenken, daß ein Wunder der Natur es ist, das alles dieses hervorbrachte.

Denken wir uns um tausend Jahre zurück. In einem Rauschen wiegen sich die Wipfel der Eichen über der düsteren Schlucht der Enz. Sie draust und schäumt, aber aus dem Dickicht sprudelt ein dampfendes Wasser zwischen den Granitblöcken hervor und läuft zutal. Nur das Wild, der Bär und ein seltener rauber Sohn der Berge kennt den Ort, wo der Quellgeist schäumt, nicht hart und kalt wie seine Brüder, sondern heiß und mit sonderbar würzigem Atem. Die Winter sind hier streng und lang, aber immergrüne Kräuter und Sträucher wuchern, wo der heiße Quell den Boden weht. — Das war einst Wildbad.

Heute erhebt sich ein prachtvolles Gebäude über der Stätte der heißen Quelle. Aus aller Welt kommen die Heilung suchenden Gäste und wenn an schönen Abenden die Kurmusik auf dem Platz spielt, dann meint man im Mittel-

punkt der großen Welt zu sein. Nur weil die Natur ein Wunder tat. Dieses Wunder würdig sind die Einrichtungen, die zu Ehren des Quellgeistes getroffen wurden. Zur rechten Zeit war der Staat Württemberg bei der Hand, um in großzügiger Weise den Quell zum Mittelpunkt einer weitläufigen Anlage zu machen, die das ganze Kurleben umfaßt und den vornehmen Ton bestimmt, der dem Wildbad Wildbad angemessen ist.

In erster Linie kommt das Bad in Betracht, jener Bau, der das Wunder birgt, das heute noch genau wie vor Jahrtausenden unverfälscht an derselben Stelle seine Heilkräfte abgibt. Kein anderes Bad kann sich gleich Wildbad rühmen, den Quell genau so und genau dort gefaßt zu haben, wo er aus dem Granit sprudelt, und wenn wir die Bänke abheben würden und alle Spuren menschlicher Tätigkeit beseitigen, dann sähen wir den Quell im Urzustand wieder rauschen. Wer in einem der vielen Becken badet, der kann das Gefühl haben, daß er seine Glieder im warmen Blut der Erde freckt, wie es aus ihren Adern quillt. Etwa 40 Bohrlöcher sind aus praktischen Gründen angelegt worden, so daß der Boden wie ein Sieb durchlöchert ist, doch strömt der Quell in stets gleicher Stärke ohne jede Rücksicht aus allen diesen Löchern, so daß, wenn einige geschlossen sind, die anderen umso härter das Wasser abgeben. Wasser genau in Wärmegrad, zwischen 35 und 37 Grad Celsius; sonderbar nur, daß manche nebeneinanderliegende Löcher Wasser von unterschiedlicher Wärme abgeben.

Dafür kann man mehrere reichhaltige Erklärungen finden, die alle Vermutungen stützen, solange man nicht in die Tiefe der 400 Meter steigen kann, in der das Wasser wahr-

scheinlich aus einem Spalt der Granitplatte herausgedrückt wird. Granit, Urgestein, im Erdfeuer geschmolzene Masse, bildet den Untergrund der Gegend. Etwa 14 Sekundärliter warmen Wassers von geheimnisvollem Gehalt strömen heraus, nur zum Teil in die Becken, zum Teil in die Trinkleitungen; der Ueberfluß und das benutzte Wasser werden der Enz zugeleitet. Die Wissenschaft hat zwar festgestellt, daß in der Radiumlösung, dem Helium und Argon — Edelgasen — die Heilwirkung zu suchen ist, doch bleibt sie und die Erklärung schuldig, wie das Leben dieser Elemente beschaffen ist, daß es auf den lebendigen Körper solchen Einfluß hat. Es ist Tatsache, daß Lähmungen der Knochen, Nerven und Muskeln, Entzündungen gewisser Art und Uebererregungen geheilt werden. Geheilt, das heißt: die Fremdstoffe werden aufgelöst, die Heilstoffe des Körpers frei gemacht. Wir beiseiden uns mit der Feststellung, daß es sich so verhält und überlassen das weitere dem Walten der Natur.

Zur Eröffnung der Wildbader heimatkundlichen Ausstellung

Eine heimatkundliche Ausstellung in Bad Wildbad ist in den letzten Wochen für den Besuch fertiggestellt worden. Nach der Absicht der mit ihrer Zusammenstellung tätigen Männer soll sie den Grundstock für ein Wildbader Heimatmuseum geben. Schon seit geraumer Zeit sind Heimatmuseen entstanden aus der Erkenntnis, daß die Nachwelt erfahren und sehen muß, was vor ihr war, wie man lebte und webte, und welche Einflüsse die Geschicke der politischen Gesellschaftsvorgänge ausgeübt haben. Fast überall waren es Männer, welche aus sich heraus dem Trieb folgten, die historische und kulturelle Entwicklung ihres Ortes, ihrer Stadt und ihrer Gegend festzuhalten in allen ihren Äußerungen. Sie haben gewonnen, geschrieben, gesprochen und — gesammelt. In der Regel spät, oft geradezu im letzten Augenblick haben sie in rastloser Hingabe Sammlungen angelegt. Aus ihnen sind die Heimatmuseen hervorgegangen. Wildbad besitzt bis heute noch kein Heimatmuseum. Indessen wird am Sonntag die heimatkundliche Ausstellung eröffnet. Ihr Heim findet sie auf dem Sommerberg im neu errichteten Haus Schlegel. Sie ist dann täglich, auch an den Sonntagen, zu besichtigen. Wird sie auch nicht sehr groß, so wird sie sich vor allem durch die Erlesenheit ihrer Schaustücke auszeichnen. Ausgestellt werden Leihgaben und Spenden der Gönner und heimatbetruhter Einwohner und Behörden. Gezeigt wird in dieser Ausstellung Wildbad, Stadt und Bad, der Vergangenheit bis auf den heutigen Tag und was für die Gegend im nördlichen Schwarzwald kennzeichnend ist. Dabei werden auch auswärtige Künstler durch Bilder vertreten sein. Die Leistung der heimatkundlichen Ausstellung will nicht nur dem Heimatgedanken dienen lebendig durch Ausstellen, sie legt den noch größeren Wert auf das Mit- und Macherleben. An erster Stelle soll hier gefördert werden das Gefühlsmäßige, soll die Liebe zur deutschen Heimat einen Ansporn erhalten. Das wird erreicht bei Führungen durch Sachverständige. Die Besuchzeiten und die Tage der Führungen werden noch bekannt gegeben. Der Eintrittspreis soll so niedrig wie möglich gehalten werden. Die Wildbader Heimatforschung (sie besteht in der Form eines Arbeitsausschusses nun erst knab ein Jahr) hofft, daß aus der heimatkundlichen Ausstellung schließlich ein kleines Heimatmuseum erwachse. — Die Geschichte der Stadt Wildbad ist zu mehr als dreiviertel die Geschichte der Heilbäder, derjenigen Thermen, die schon vor Jahrhunderten einen Ruf, ja Ruhm hatten weit über die Grenzen Württembergs, ja Deutschlands hinaus. Das bewiesen die »Badenfahrten« (in das heutige Deutsch übertragen: Die Badenreisen) unzähliger Ausländer seit dem Jahr 1300 ins Wildbad. Russen, Franzosen, Engländer, Holländer, Amerikaner suchten Wildbad auf, fast nur für die Heilbäder. International ist vor Jahrhunderten Bad Wildbad schon gewesen, das hat seine Geschichte, insbesondere seine Kulturgeschichte, hart beeinflusst. Aber es ist ein deutsches Bad geblieben. Der Niederschlag der Vergangenheit, soweit er heute noch ersichtbar ist, wird gezeigt in der heimatkundlichen Ausstellung ab Juni 1934. Dr. B.

Die Natur hat immer Recht

... aber die Natur versteht gar keinen Späß, sie ist immer wahr, immer ernst, immer streng; sie hat immer recht und Fehler und Irrtümer sind immer des Menschen. Den Unglücklichen verfährt sie und nur dem Glücklichen, Wahren und Reinen ergibt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse. Die Gottheit ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werden und sich Wandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erhaltenen... Goethe.